

Barbara Einhorn

„Heimkehren“ nach Ostdeutschland. Jüdische Rückkehrerinnen

In den ersten Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges kehrte eine beträchtliche Zahl von deutschen Jüdinnen und Juden nach Deutschland zurück; sie kamen aus weit entfernten Ländern, in die sie das Schicksal bzw. Glück bei der Flucht aus dem nationalsozialistischen Deutschland verschlagen hatte.¹ Obwohl sie Deutschland verließen, weil ihr Leben aus ethnischen Gründen auf dem Spiel stand, d.h. nach nationalsozialistischer Sprachregelung aus „rassischen“ Gründen, erlebten viele der RückkehrerInnen ihre Vertreibung als eine *politische*, denn sie verließen Deutschland als MarxistInnen und KommunistInnen.

Diese RückkehrerInnen stellen also eine ganz spezifische Gruppe dar. Sie unterschieden sich deutlich von denen, die als Folge der Kriegswirren wieder in ihrer früheren Heimat gelandet waren oder jenen, die als Überlebende aus Konzentrationslagern zu Fuß zurückgekommen waren und – vorläufig – kein anderes Land hatten, in das sie hätten gehen können. So gesehen stehen die hier besprochenen Lebensgeschichten in starkem Kontrast zu denen der deutschen Jüdinnen und Juden, die nach Westdeutschland zurückkehrten. Diese Menschen trafen ganz bewusst die Entscheidung, aus jenen Ländern, in denen sie Zuflucht gefunden und sich ein neues Leben aufgebaut hatten, wieder nach Deutschland zurückzukehren; viele kamen aus England, den USA oder Mexiko. Oft kamen sie schon kurz nach Kriegsende und mussten große Entbehrungen und Schrecken in dem stark zerstörten Gebiet von Berlin auf sich nehmen. Die meisten der Personen, von denen dieser Text handelt, gingen nach Berlin, gleichgültig, ob sie ursprünglich BerlinerInnen waren oder nicht. Ihre Rückkehr war hauptsächlich politisch motiviert und erfolgte aus der Entschlossenheit dazu beitragen zu wollen, dass Rassenverfolgung, Völkermord und Weltkriege nie wieder von Deutschland ausgehen sollten. Die meisten waren überzeugte MarxistInnen, einige waren schon vor ihrer Flucht Mitglieder der Kommunistischen Partei. Andere wurden während ihrer Internierung auf der Isle of Man politisiert (wie Erika Herzfeld), durch den Unterricht im *Deutschen Kulturbund* in London, durch Diskussionsgruppen in der Bewegung der *Freien Deutschen Jugend* (wie Ursel Herzberg) oder weil sie beruflich mit sozialer Ungerechtigkeit in den USA konfrontiert worden waren (wie Ingeborg Rapoport). Nach ihrer Rückkehr arbeiteten viele in akademischen Berufen, studierten an der Humboldt-Universität bzw. waren dort oder an der Akademie der Wissenschaften tätig.

Mein Interesse an diesem Thema resultiert keineswegs aus nüchterner intellektueller

¹ Dieser schreckliche Exodus und das unfreiwillige Exil werden euphemistisch immer wieder „Emigration“ genannt, sowohl in einzelnen ZeitzeugInnenberichten als auch in der Geschichtsschreibung, die sich mit dieser Zeit befasst. Tatsächlich aber impliziert „Emigration“ das freiwillige Verlassen des Heimatlandes, oft aus wirtschaftlichen Gründen. Der Exodus der deutschen Jüdinnen und Juden aus dem nationalsozialistischen Deutschland war jedoch eine Frage des Überlebens.

Neugier. Als Tochter deutsch-jüdischer Marxisten, die aus Deutschland fliehen mussten und sich in den 50er Jahren endgültig dazu entschlossen, in ihrer Adoptivheimat Neuseeland zu bleiben, möchte ich verstehen, was einige Tausend deutsch-jüdische Flüchtlinge dazu bewogen haben mochte, freiwillig in ein Land zurückzukehren, in dem sie verfolgt und aus dem sie vertrieben worden waren. Welcher Teil ihrer Identität überwog bei dem damaligen Entschluss: ihr Selbstverständnis als Deutsche, ihr Judentum oder ihre politische Identifikation mit dem Kommunismus als Befreiungsideologie? Wie interpretieren sie ihre Rückkehr heute? Und inwiefern war die Erfahrung der Rückkehr geprägt durch ihre Geschlechtszugehörigkeit?

Dieser Beitrag befasst sich mit den Erinnerungen von Frauen aus dieser Gruppe der politisch motivierten deutsch-jüdischen RückkehrerInnen, die sich in dem sowjetischen Sektor Berlins niederließen, der nach Oktober 1949 zur Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) wurde. Ich verwende Interviews, die ich mit RückkehrerInnen in Berlin im Dezember 1996 und im Dezember 1998 durchführte,² und schriftliche Quellen, um zu analysieren, inwiefern die Rückkehr in geschlechtsspezifischer Weise erfahren wurde und welche Rolle die jüdische Identität im Leben dieser Frauen spielte. Keine dieser Frauen erzählte über ihr Schicksal explizit aus einer geschlechtsspezifischen Perspektive, obwohl sie zugaben, dass ihre Berufsmöglichkeiten nach der Rückkehr weit besser waren als die von Frauen in vergleichbarer Lage in Westdeutschland. Ihre privilegierte Position war eher ihrem politischen Status als zurückkehrende KommunistInnen zuzuschreiben und weniger das Ergebnis von staatlichen Maßnahmen zur Emanzipation der Frauen in der DDR.

Dieser Beitrag untersucht, wie die historischen Veränderungen die unterschiedlichen persönlichen Lebensgeschichten beeinflussten und wie das Gefühl, heimatlos und entwurzelt zu sein, die Erfahrung des „nicht Dazugehörens“ und gleichzeitig die Sehnsucht nach „Heimat“ schufen. Es geht darum, die Selbstdarstellungen der MarxistInnen und KommunistInnen in allen Nuancen zu lesen und deren Veränderungen nachzuzeichnen, um eine Basis für meine Frage zu schaffen, wie sich die Kategorie Gender für diese Frauen mit ethnischen oder politischen Spezifika verschränkte. Explizit wissenschaftshistorischen Fragen werde ich aufgrund der Anlage der Interviews jedoch nicht nachgehen können.

Im ersten Teil geht es um die komplexen Kategorien von weiblicher und jüdischer Identität. Der zweite Teil befasst sich mit Erinnerung und Geschichte und untersucht die Lebensgeschichten dieser Frauen in Bezug auf drei große Zäsuren: den Nationalsozialismus, der ihnen die Kategorisierung als Jüdinnen von außen auferlegte und sie in den 30er Jahren zwang, ins Exil zu flüchten; ihre Identifikation mit dem Kommunismus, die sie in den späten 40er Jahren zur Rückkehr motivierte; und das Ende des Staatssozialismus in den 90er Jahren und dessen Folgen für diese Gruppe von Rückkehrerinnen. Ich versuche in diesem Beitrag deutlich zu machen, wie drei politische

² Zitate ohne ausdrückliche Quellenangaben stammen aus meinen Tonbandaufzeichnungen.

Umwälzungen in der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts, d.h. der Faschismus, der Sozialismus und das Ende des Kalten Krieges, das Leben von einzelnen Frauen beeinflussten und wie sich dadurch die persönlichen Erinnerungen veränderten.

In dem dritten Teil geht es zunächst um die Frage, warum die Frauen sich zur Rückkehr entschlossen. Anschließend werden ihre Eindrücke vom Leben in Berlin bei ihrer Rückkehr beschrieben. Die Art und Weise, wie diese Frauen über die Zustände in der Nachkriegszeit erzählen, wird dann im Schlussteil mit ihren Kommentaren über die Zeit nach dem Mauerfall und der deutschen Vereinigung in Beziehung gesetzt. Die Erfahrung der Rückkehr nach Deutschland ist deutlich geschlechtsspezifisch bestimmt, auch wenn dies den interviewten Frauen nicht bewusst war, noch in der Kultur der unmittelbaren Nachkriegszeit zum Ausdruck kam.

Gender und jüdische Identität als analytische Kategorien

Gender als analytische Kategorie ist erst vor relativ kurzer Zeit in den Forschungen über die Shoah³ verwendet worden. Bis dahin waren GeschichtswissenschaftlerInnen davon ausgegangen, dass „die Endlösung der Judenfrage“ darin bestanden habe, Männer, Frauen und Kinder als Juden zu vernichten, andere Eigenschaften wie Gender wurden nicht in die Analyse einbezogen. Dies erklärt auch den Umstand, warum „die meisten Untersuchungsperspektiven der Holocaust-Forschung geschlechtsneutral“ verfasst waren; die Geschichtswissenschaftlerin Joan Ringelheim betont: „Es gibt eine Kluft zwischen dem, was als spezifisch und typisch für Frauen gesehen wird und dem, was man als die eigentliche kollektive Holocaust-Erinnerung und -Geschichte definiert hat“; nach ihrer Meinung führt dies dazu, dass „man scharf trennt zwischen Völkermord und Gender in den Erinnerungen von ZeitzeugInnen und den historischen Rekonstruktionen von ForscherInnen“.⁴

Die jüdische Identität kann nicht als einheitliche oder einfach festzulegende Kategorie behandelt werden. Die Nationalsozialisten erfanden verschiedene Grade des Jüdischseins. Für viele Jüdinnen und Juden war und ist diese Frage keineswegs einfach zu beantworten. Erika Herzfeld erinnert sich, wie sie an ihrem ersten Schultag zum ersten Mal mit antisemitischen Beleidigungen konfrontiert wurde, sie rannte zu ihrer Mutter und fragte: „Mutti, was sind Juden?“ Mit ihrem heutigen Wissen reflektiert sie im Jahr 1996 über die damaligen Versuche ihrer Mutter, einem 6-jährigen Kind diese Frage zu erklären. Sie sagt: „Es ist bis heute schwer festzustellen, was ein Jude ist. Wenn man religiös-orthodox ist, klar, dann ist man jüdisch, aber wenn man nicht religiös ist ...“ Viele nicht-religiöse deutsche Juden, die sich selbst als assimiliert betrachteten, sahen sich primär als Deutsche, unter ihnen jene, die politisch dem Mar-

³ Eine Diskussion darüber, ob „Holocaust“ oder „Shoah“ als Begriffe treffender wären, findet sich in Lentin, Ronit: *Gender and Catastrophe*, London 1997, p. 14, FN 1.

⁴ Ringelheim, Joan: *Genocide and Gender: A Split Memory*. In: Ronit Lentin (ed.): *Gender and Catastrophe*, London 1997, p. 20; dies.: *The Split between Gender and the Holocaust*. In: Dalia Ofer and Lenore J. Weitzman (eds.): *Women in the Holocaust*, New Haven and London 1998, p. 344.

xismus verpflichtet waren. So waren sie während des Nationalsozialismus der Meinung, dass ihre jüdische Identität keine freiwillige, sondern eine von außen auferlegte war. Volker Dahm schreibt: „Man war Jude, ob man wollte oder nicht; man war auf eine Existenzform zurückgeworfen, die man kaum kannte und die man tatsächlich als sehr rückständig betrachtete.“⁵ Diese unfreiwillige Identifizierung mit einer ethnischen Minderheit, die ausgerottet werden sollte, machte die „Emigration“ zu einer Notwendigkeit, die keinesfalls als freiwillige Auswanderung betrachtet werden kann. Erika Herzfeld erinnert sich: „Ich bin dann 1939 ausgewandert. Ich wollte nicht auswandern, weil ich immer gesagt hab’: ›Wenn die Nazis sagen, ich bin kein Deutscher, bin ich noch lange ein Deutscher.‹ – Aber der Pogrom 1938 hat mich sehr erschüttert – ich hab’ also schlimme Sachen erlebt; es war ein Wendepunkt in meinem Leben.“

Formatiert: Deutsch
(Deutschland)

Tatsächlich war es diese *politische* im Gegensatz zu einer *ethnischen* Definition der „Andersartigkeit“, die kommunistische SchriftstellerInnen wie Anna Seghers dazu brachte, 1933 zu fliehen, als ihre Bücher verbrannt wurden. Nach ihrer Meinung war sie wegen ihrer Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei gezwungen, ins Exil zu gehen, und nicht, weil ihr Leben wegen ihrer jüdischen Herkunft in Gefahr war.⁶ Sie definierte sich durch ihre politische Bindung und nicht durch irgendeine kulturelle, ethnische oder aufgezwungene „rassische“ Identität.⁷ Dies trifft auf viele marxistische deutsche JüdInnen zu, und zwar nicht nur auf die, die nach dem Krieg nach Deutschland zurückkehrten. Sie verstanden sich selbst zuallererst als KommunistInnen oder MarxistInnen und – wenn überhaupt – zuletzt als JüdInnen, wenigstens bis nach 1989. Die Geschlechtsidentität scheint für die meisten Frauen keine wichtige Quelle der Selbstdefinition gewesen zu sein.

Joan Ringelheim weist darauf hin, dass die Shoah „einer der seltenen historischen Momente war, wo Frauen und Kinder bewusst und ausdrücklich zumindest in gleichem Ausmaß wie Männer zum Tod verurteilt wurden“.⁸ Hinzu kommt, dass Frauen in den letzten Jahren des Nationalsozialismus gerade in ihrer reproduktiven Rolle angegriffen wurden.⁹ Es ist heute in der Forschung unbestritten, dass Gender die jüdische Er-

⁵ Dahm, Volker: Jüdische oder deutsche Kultur: die Suche nach Identität. In: Wolfgang Benz (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft, München 1993, S. 78.

⁶ Zehl-Romero, Christiane: Anna Seghers: Eine Biographie 1900–1947, Berlin 2000.

⁷ Einhorn, Barbara: 1947: Anna Seghers Returns to Germany from Exile and Makes Her Home in East Berlin. In: S.L. Gilman and J. Zipes (eds.): The Yale Companion to Jewish Writing and Thought in German Culture 1096–1996, New Haven 1997, pp. 662–670; dies.: Jüdische Identität und Frauenfragen im Werk von Anna Seghers, Argonautenschiff: Jahrbuch der Anna Seghers Gesellschaft 6, 1997, S. 290–306.

⁸ Ringelheim, Joan: Genocide and Gender, p. 21.

⁹ Vgl. dazu Lentini, Ronit: ‘A Howl Unheard’: Women Shoah Survivors Dis-placed and Re-silenced. In: Claire Duchon and Irene Bandhauer-Schöffmann (eds.): When the War Was Over: Women, War and Peace in Europe, 1940–1956, London and New York: Leicester University Press 2000, pp. 179–193.

fahrung der Shoah wesentlich mit beeinflusste. Dieser Beitrag setzt sich mit der Frage auseinander, in welchem Maß Gender auch ein Faktor war, der das Erlebnis der Rückkehr aus dem Exil und die Erinnerungen der RückkehrerInnen daran bestimmte.

Erinnerung und Geschichte

Bei der Untersuchung der Motivationen für die Rückkehr nach Deutschland aus der „Emigration“ stütze ich mich hauptsächlich auf die Erinnerungen von Frauen. Ich stelle damit „die Lebensberichte von Frauen selbst als Primärdokumente“¹⁰ in den Mittelpunkt der Untersuchung und folge insofern den feministischen Wissenschaftlerinnen, die diese Methode meiner Meinung nach schon vor der offiziellen Etablierung der Oral History als wissenschaftliche Disziplin verwendet haben. Diese Praxis führt allerdings zu Fragen über den Zusammenhang von Erinnerung und lebensgeschichtlicher Erzählung. VertreterInnen der Oral History sind sich sehr wohl der Tatsache bewusst, dass Erinnerungen im Prozess des lebensgeschichtlichen Erzählens konstruiert werden.

Luisa Passerini betont, wie wichtig es bei den Aussagen von ZeitzeugInnen ist, „besondere Aufmerksamkeit nicht nur dem Inhalt der Erinnerungen“ zu widmen, „sondern auch der Form, die diese Erinnerungen annehmen, d.h. der kulturellen und symbolischen Bedeutung dieser Geschichten“, und sie behauptet weiter: „Die Erinnerung zu respektieren, bedeutet auch, dass man erlaubt, die Geschichte nach den Prioritäten der erinnernden Person zu organisieren“.¹¹ Al Thomson weist darauf hin, wie „subjektive Identifikation“ vor sich geht, indem „persönliche Erfahrungen und Emotionen mit öffentlichen Bedeutungen“ verbunden werden. Er betont, dass Menschen ihre Erinnerungen arrangieren und interpretieren, und zwar indem sie einerseits öffentliche Diskurse und Bedeutungsinhalte ihrer Kultur verwenden, und andererseits Erinnerungen so zusammenstellen, dass sie ihnen helfen, einigermaßen mit ihrem Leben und ihrer Identität zurechtzukommen.¹²

Die verschiedenen aufeinanderfolgenden historischen Zäsuren führten bei meinen Interviewpartnerinnen dazu, dass sie ihre Erinnerungen der Rückkehr bearbeitet oder „umkomponiert“ haben, um dadurch weiterhin als politische Subjekte existieren zu können. Jeffrey Herf analysiert die paradoxe Tatsache, dass man in Westdeutschland in der „öffentlichen Erinnerung an den Holocaust“ der jüdischen Opfer gedachte, während man in Ostdeutschland eine antifaschistische Vorgeschichte konstruierte, die eine öffentliche Anerkennung oder Entschädigung der jüdischen Opfer des Faschismus – im Gegensatz zu seinen kommunistischen Opfern – ausschloss; in diesem Zusammenhang beschreibt er, wie „vergangene Glaubenssätze und zeitgenössische politische

¹⁰ Lentin, Ronit: *Gender and Catastrophe*, p. 5.

¹¹ Passerini, Luisa: *Fascism in Popular Memory: The Cultural Experience of the Turin Working Class*, Cambridge 1987, p. 8.

¹² Thomson, Alistair: *Anzac Memories: Living with the Legend*, Melbourne 1995, pp. 5, 8.

Interessen“¹³ die diametral entgegengesetzten Darstellungen der NS-Vergangenheit beeinflussten, die während der Ost-West-Konfrontation des Kalten Krieges entstanden und meiner Meinung nach ein integraler Bestandteil dieser Konfrontation waren. Für die nach Ostdeutschland zurückgekehrten Frauen war also ihr Jüdischsein – zumindest während der ersten zehn Jahre nach dem Krieg – doppelt zweitrangig: subjektiv gesehen, weil sie sich selbst mit ihrer politisch motivierten Rückkehr identifizierten, und objektiv gesehen durch den offiziellen politischen Diskurs des Antifaschismus. Ihre Geschlechtszugehörigkeit spielte als bewusster Identifikationspunkt jedoch eine noch geringere Rolle.

Politische Überzeugung formt die narrative Darstellung der Vergangenheit, wobei die gelebte Erfahrung die politischen Ideale schwächen oder abdämpfen kann. Der stalinistische Antisemitismus hatte – gemäß den Erinnerungen der interviewten Frauen – eine ernüchternde Wirkung auf die idealistischen Hoffnungen, mit denen diese Frauen nach Deutschland zurückgekehrt waren. Die interviewten Frauen erzählen in den 90er Jahren darüber, auch wenn sie dies in den 50er Jahren vielleicht nicht so erlebt hatten. So kann im Lauf der Geschichte die Erinnerung selbst als kompromittiert oder gefährdet erscheinen.¹⁴ Die Erinnerungen der Frauen, die ich zu ihrer Rückkehr aus dem Exil interviewt habe, wurden ganz deutlich durch zwei entscheidende historische Zäsuren bestimmt: auf der einen Seite die Erfahrung des Angezogen- bzw. Abgestoßenseins am Ende des Krieges 1945 und in den ersten Jahren des Kalten Krieges, die die Rückkehr sowohl möglich machte wie auch verhinderte; auf der anderen Seite das Ende des staatssozialistischen Experiments im Jahr 1989 und die darauf folgende deutsche Vereinigung 1990, die ihre Darstellung dieser früheren Periode in ein anderes Licht stellte und dazu beitrug, dass sie diese neu „aufarbeiteten“.

Drei entscheidende historische „Momente“ zwangen diesen Frauen grundlegende Lebensveränderungen auf: das nationalsozialistische Programm zur Vernichtung von Menschen jüdischer Herkunft, das diese Frauen in den 30er Jahren aus ihrer Heimat vertrieb; das Ende des Zweiten Weltkrieges und die Hoffnung auf den Kommunismus, die sie zwischen 1946 und 1952 zur Rückkehr motivierten; der Mauerfall 1989 und die deutsche Vereinigung 1990¹⁵, die einige dieser Frauen dazu brachten, ihr politisches Engagement neu zu überdenken. Diese dramatischen Umwälzungen im Lauf der Lebensgeschichten der Frauen machen ihre spätere narrative „Bearbeitung“ zu einem historischen, und nicht nur einem persönlichen Prozess, der gegen ihren Willen notwendig war, und nicht das Ergebnis einer subjektiven Wahl.

¹³ Herf, Jeffrey: *Divided Memory: The Nazi Past in the Two Germanys*, Cambridge 1997, p. 2.

¹⁴ Diese Einsicht verdanke ich Prof. Dr. Diane Neumaier, Kunsthistorikerin an der Universität Rutgers in den USA.

¹⁵ Um historisch korrekt zu sein, ziehe ich „Vereinigung“ dem öfter verwendeten Ausdruck „Wiedervereinigung“ vor. Vor dem Zweiten Weltkrieg und der folgenden Zweiteilung existierte Deutschland nicht in seinen heutigen Grenzen.

Die Rückkehr – eine schwierige Entscheidung

Auf den ersten Blick scheint die Motivation, die der Entscheidung zur Rückkehr zu Grunde lag, für alle gleich und unkompliziert gewesen zu sein: Die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD), die im Exil weiter tätig war, verlangte die Rückkehr von AntifaschistInnen. Marion Einhorn sagt dazu: „Für mich entschied sich frühestens Ende 1945, dass ich zurückkehren würde. Als ich im Januar 1946 in die KPD aufgenommen wurde, hatte ich mich zugleich für die Rückkehr nach Deutschland entschieden; die Erklärung der Bereitschaft zur Rückkehr war ja eine Voraussetzung für die Parteimitgliedschaft.“¹⁶ Nicht nur die KPD, sondern auch die *Freie Deutsche Jugend* (FDJ) und der *Deutsche Kulturbund* in England, „all diese Organisationen orientierten uns eigentlich darauf, dass man zurückgeht, denn wie sollten Leute, die faschistisch infiziert waren – wie sollten sie zu Antifaschisten werden, ohne den Beitrag der Antifaschisten – das war wohl der Gedanke“, sagt Miriam Kölling, und fügt hinzu: „Das war als Verpflichtung gedacht“.

Die Mehrheit der exilierten deutschen Juden kehrte nie mehr aus der „Emigration“ nach Deutschland zurück.¹⁷ Aber viele von denen, die zurückkamen, sagen auch im Rückblick, dass sie an dieser Rückkehr nie gezweifelt hatten. Sophie Marum beantwortet die Frage, warum sie zurückgekommen sei, wie folgt: „Wohin denn. Endlich konnten wir. Wir sind weg, um wieder zurückzukommen.“ Sie schränkt jedoch diese bedingungslose Haltung ein, indem sie hinzufügt: „Wir hatten die Illusion, dass wir helfen würden, ein anderes Deutschland aufzubauen. Ich war Pädagoge, was war näherliegend?“¹⁸ Die hoch geehrte Schriftstellerin Anna Seghers – „unsere Anna“, wie sie das DDR-Regime nannte – lässt ebenso keinen Zweifel an ihrer Haltung, z.B. in ihren Aufsätzen, die sie in den 30er Jahren in Paris schrieb, wo sie von ihrem Wunsch spricht, die arg verführte und irregeleitete deutsche Jugend umzuerziehen.¹⁹ Miriam Kölling sagte im Interview: „Ja, also eigentlich ist die Frage ganz klar zu beantworten: Ich wollte zurück – es war auch keine Entscheidung in dem Sinne, sondern eine Selbstverständlichkeit, sehr gradlinig – ja, und dann war man da.“

Bei genauerer Betrachtung dieser Lebensgeschichten scheint es, dass die Gründe für die Rückkehr aus dem Exil weit unterschiedlicher, verschlungener und auch manchmal willkürlicher waren, als angesichts dieser mit Überzeugung zum Ausdruck gebrachten politischen Eindeutigkeit angenommen werden kann. Und es sind eher die Frauen, im Gegensatz zu den Männern, die wenigstens im Rückblick in der Lage zu sein scheinen, die Angst und Furcht, die diese Entscheidung begleiteten, auszudrücken. Marion Ein-

¹⁶ Einhorn, zit. in Adam, Ursula: Rückkehr nach Berlin. Aus dem britischen Exil zur Teilnahme am antifaschistisch-demokratischen Neuaufbau. In: Jahrbuch für Geschichte, 35, 1987, S. 455.

¹⁷ Fleischhacker, Alfred (Hrsg.): Das war unser Leben. Erinnerungen und Dokumente zur Geschichte der Freien Deutschen Jugend in Großbritannien 1939–1946, Berlin 1996.

¹⁸ Marum, zit. in Wroblewsky, Vincent von (Hrsg.): Zwischen Thora und Trabant: Juden in der DDR, Berlin 1993, S. 27.

¹⁹ Seghers, Anna: Essays, 2 Bde., Berlin und Weimar 1980.

horn schloss sich nur zögernd dem unbeirraren Entschluss ihres Mannes Hans zur Rückkehr an. Sie rang ihm das Versprechen ab, dass sie jederzeit das Land wieder verlassen könnten, das für den Mord an ihren Eltern und die Einkerkering ihrer Schwester und Großmutter in Konzentrationslagern verantwortlich war.

In einigen Fällen, wie z.B. dem der Rapoports, war die Rückkehr durch eine weitere politische Verfolgung bedingt, nämlich durch die KommunistInnenhetze der McCarthy-Zeit während der frühen 50er Jahre in den USA. Ingeborg Rapoport fand die Rückkehr sehr schwierig: sie spricht davon, dass sie das Gefühl gehabt habe, in den USA mehr „daheim“ und besser akzeptiert gewesen zu sein, als damals in Deutschland, dem Land, wo sie geboren war. Dort hatte sie erst von ihrer halb-jüdischen Herkunft erfahren, nachdem andere Kinder sie damit verspottet hatten. Sie beschreibt das Gefühl, ihre „Heimat“ und ihre deutsche Identität durch den Nationalsozialismus verloren zu haben. „Die Rückkehr war keine Heimkehr – es war tatsächlich eine zweite Emigration“, bei der sie „nicht zurückkam, um Deutschland zu helfen, sondern um den Sozialismus aufzubauen“. Und Berlin, wo sie landete, war weder ihre Heimat noch die ihres Mannes. Sie stammte ursprünglich aus Hamburg, ihr Mann aus Wien, zu dem er ihrer Meinung nach eine „weniger kaputte Beziehung“ hatte. Auch war die Rückkehr nicht einfach. Es ergab sich eine makabre Wiederholung der Situation Ende der 30er Jahre, als jüdische Deutsche, die auf der Flucht aus dem nationalsozialistischen Deutschland im Ausland Zuflucht suchten, von einem Land nach dem anderen abgewiesen wurden; wieder kam die Frage auf, wer sie aufnehmen würde. Für die Rapoports stellte Ostberlin den vierten Versuch dar: die langen Fangarme der CIA machten es unmöglich für ihren Mann, eine Stelle an der Universität Wien anzunehmen, die ihm angeboten worden war; auch in England konnte ein Kollege ihres Mannes keine Anstellung für ihn finden, und die Sowjetunion hatte sie als „westliche Emigranten“ abgewiesen, „was wohl unser Leben damals rettete“, merkt sie an. Spätere Enthüllungen über die stalinistischen Säuberungen gaben ihr Recht. Ingeborg Rapoport sagt, dass sie „starke Zweifel hatte, zurückzukehren“, aber der Ausbruch des Kalten Krieges und die Tatsache, dass ihr Mann nirgends sonst eine Stelle finden konnte, zwangen sie zu der Entscheidung.

Nach neueren Untersuchungen liegt der Schluss nahe, dass Frauen, wegen ihrer alltäglichen, unmittelbaren Kontakte mit der Bevölkerung, eher die Gefahrenzeichen wahrnahmen, die die antisemitischen Maßnahmen des NS-Regimes darstellten.²⁰ Aufgrund von Memoiren und anderen Dokumenten behauptet Marion Kaplan, dass Frauen oft die treibende Kraft hinter der endgültigen Entscheidung zu „emigrieren“ waren. Sie zitiert Peter Wyden, der aus der Erfahrung seiner eigenen Familie schließt, dass Frauen „weniger unbeweglich und vorsichtig waren und mehr Vertrauen in ihre eigene Fähig-

²⁰ Kaplan, Marion A.: *Between Dignity and Despair: Jewish Life in Nazi Germany*, New York und Oxford 1998; dies.: *Keeping Calm and Weathering the Storm: Jewish Women's Responses to Daily Life in Nazi Germany 1933–1939*. In: D. Ofer and L. J. Weitzman (eds.): *Women in the Holocaust*, New Haven und London 1998, pp. 39–54.

keit hatten, in dem neuen Land gut zurechtzukommen“.²¹ Wenn es jedoch darum ging, sich zur Rückkehr aus der „Emigration“ nach Deutschland zu entschließen, dann – so möchte ich behaupten – zögerten Frauen oft mehr als Männer, denn sie waren weniger in der Lage, das Persönliche dem Politischen in demselben Maß unterzuordnen, wie es männlichen politischen Rückkehrern gelang.

Wenn sie sich an den Entschluss zur Rückkehr erinnerten, dann sprachen die meisten Frauen, die ich interviewte, hauptsächlich im Zusammenhang mit ihrer persönlichen Familiensituation davon und weniger, oder aber gleichzeitig, über die politische Motivation. Erika Herzfeld emigrierte 1939 als 18-jährige allein und kehrte 1947 im Alter von 26 Jahren zurück. Von Mai 1945 bis Herbst 1946 arbeitete sie für das Jüdische Flüchtlingskomitee in London, wo sie u.a. die schreckliche Aufgabe hatte, einzelnen Menschen die Nachricht von der Ermordung ihrer Angehörigen in Vernichtungslagern zu überbringen. Von diesem Ausschuss erfuhr sie dann selbst, dass ihre Eltern und jüngeren Zwillingsschwestern im Januar 1941 von Berlin in das Getto von Litzmannstadt (Łódź) verschleppt worden waren, dass eine ihrer Großmütter im Januar 1942 in einem Viehwagon unterwegs nach Riga umgekommen war und dass die andere Großmutter im Alter von 95 Jahren in einem Altersheim in Breslau (Wrocław) ermordet worden war. Sie empfindet heute noch den tiefen Schmerz, den sie damals verspürte: „Die Rückkehr nach Deutschland ist mir nicht leichtgefallen – mich positiv zu entscheiden, war gar nicht einfach, denn ich musste mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass alle meine Angehörigen von den Nazis auf grausame Art umgebracht worden waren. – Ich hatte zu überlegen, dass ich es in Deutschland unter Umständen mit Menschen zu tun haben würde, die vielleicht dazu beigetragen hatten, dass die Menschen umgebracht worden waren.“²² Vor ihr lagen Unsicherheit und Angst. Dazu kam, dass sie es schwer fand, ihr Leben in England hinter sich zurückzulassen. „Das war für mich keine einfache Frage – da hab’ ich mir den Kopf darum sehr zerbrochen – ich wollte lange nicht – ich hatte mich in England gut gefühlt, ich hatte mit Engländern guten Kontakt, sprach gut Englisch – Aber es ist eben: ich bin in Deutschland groß geworden, mit Goethe, Schiller und Lessing, der deutschen Landschaft – also ich muss sagen, als ich dann wieder in Deutschland war und die ersten Kiefern sah, war ich irgendwie wieder zu Hause – der Wald hat mir gefehlt. Nun war ich auch in Yorkshire gewesen, wo es sehr wenig Wald gab. Aber das Ausschlaggebende war, ich wollte was dazutun, dass das nicht wieder passieren konnte – dass hier eine gerechtere Gesellschaft aufgebaut wird, dazu wollte ich beitragen – diese Entscheidung ist mir aber *sehr* schwer gefallen.“

Es ist bemerkenswert, dass viele Rückkehrerinnen so wie Erika Herzfeld von „Heimat“ sprechen, und dass sie ihr Heimweh nach der Landschaft und Kultur Deutschlands als einen Faktor sehen, der die Entscheidung zur Rückkehr mitbeeinflusste. Trotzdem

Formatiert: Deutsch
(Deutschland)

²¹ Wyden, Peter: Stella: One Woman’s True Tale of Evil, Betrayal and Survival in Hitler’s Germany, New York 1992, p. 47, zitiert nach Kaplan, Marion A.: Keeping Calm and Weathering the Storm, p. 45.

²² Herzfeld, zit. in Adam, Ursula: Rückkehr nach Berlin. Aus dem britischen Exil zur Teilnahme am antifaschistisch-demokratischen Neuaufbau. In: Jahrbuch für Geschichte, 35, 1987, S. 479f.

deuten die Erzählungen der Frauen weit deutlicher darauf, wie emotionell kompliziert es war, diese Entscheidung überhaupt zu fassen. Männer ordnen anscheinend sowohl damals wie auch im Rückblick das Persönliche dem Politischen unter, teilweise wohl darum, weil sie im DDR-Zusammenhang, auch nach dem Zerfall der DDR, das Politische als das auffassen, das ihre Lebensarbeit legitimierte. Sonja Miltenberger zitiert das Beispiel von Julius G., der in seinem Zeitzeugenbericht eine rein politische Autobiographie konstruiert. Er vergisst fast zu erwähnen, dass seine ganze Familie von Nationalsozialisten ermordet wurde.²³

In ähnlicher Weise konzentrieren sich die Berichte von Männern über die erste Zeit nach der Rückkehr auf das Politische und Berufliche, wobei sie das Persönliche und Familiäre fast ganz ausschließen. Es gelingt ihnen, die Verwüstung und die Not zu übersehen, während sie ihre Aufmerksamkeit auf die Herausforderungen der Wiederaufbauarbeit lenken, aber nicht auf die Schwierigkeiten bei der Nahrungsmittelbeschaffung oder auf die mangelhafte Wohnsituation. Hans Lichtenstein erinnert sich: „Ich war in jenen Jahren der antifaschistisch-demokratischen Umgestaltung mit dem revolutionären Elan, der mich da tagtäglich packte, mit so vielen interessanten Aufgaben befasst, dass demgegenüber für mich die äußeren Lebensbedingungen zurücktraten, jedenfalls nicht entscheidend waren.“²⁴ Fraglich ist, ob seine Frau diese Meinung teilte, während sie mit vier kleinen Kindern in den schrecklichen Bedingungen im Berlin der Nachkriegszeit zurechtkommen musste.

Viele Frauen kamen nur auf Drängen ihrer Männer zurück und mussten dabei beträchtliche innere Widerstände und die Furcht, den Mördern ihrer Familienmitglieder zu begegnen, überwinden. Hilde Eisler sagt über die Rückkehr: „[Am Ende des Krieges] hörte ich von den Konzentrationslagern. Meine Eltern und meine Schwester waren dort getötet worden und viele meiner Verwandten. [...] Es war sehr schwierig für mich zurückzukommen. [...] Ich hatte keine Wahl. Ich hatte keine Wahl, denn erstens war ich verheiratet und mein Mann wollte auf jeden Fall zurück – er war Politiker.“²⁵ Die Tatsache, dass die Partei es auch forderte, scheint dazu beigetragen zu haben, dass die Männer keinerlei Zweifel über die Rückkehr zuließen. Für die Frauen war der Bezug auf die politische Aufgabe jedoch notwendig, um ihre Zweifel zu überwinden, d.h. für sie überwog das Politische nur durch die geschlechtsbedingte Vermittlung ihrer untergeordneten Rolle bei Entscheidungen innerhalb ihrer Beziehungen; im Falle der Frauen, die allein zurückkamen, wurden die persönlichen Hemmnisse durch die mo-

²³ Miltenberger, Sonja: *Kommunist – Deutscher – Jude: Eine politische Biographie*. In: Cathy Gelbin u.a. (Hrsg.): *Archiv der Erinnerung – Interviews mit Überlebenden der Shoah*, Bd. 1: *Video-graphierte Lebenserzählungen und ihre Interpretationen*, Potsdam 1998, S. 231–264; vergleiche auch Günter Eiche, zit. in Gelbin, Cathy: *Die NS-„Vergangenheitsbewältigung“ in der DDR und ihre Widerspiegelung im narrativen Prozess*. In: Julius H. Schoeps, Karl E. Grozinger und Gert Matenkloß (Hrsg.): *Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte*, Berlin 1998, S. 224–244.

²⁴ Lichtenstein, zit. in Adam, Ursula: *Rückkehr nach Berlin*, S. 458.

²⁵ Eisler, zit. in Borneman, John/Peck, Jeffrey M.: *Sojourners: The Return of German Jews and the Question of Identity*, Lincoln und London 1995, pp. 88, 93.

ralische Unterstützung von Genossen überwunden. Gestärkt in der Entscheidung zur Rückkehr hat sie das Gefühl der Solidarität mit anderen FDJ- oder KPD-Mitgliedern, die eine Art Ersatzfamilie waren.

Die erste Zeit in Berlin, 1946–1953

Die erste große Welle der politisch organisierten deutschen RückkehrerInnen trafen im September 1946 in Berlin ein. Die Schriftstellerin Anna Seghers kam im Oktober 1947, nach sieben Jahren in Frankreich und sieben Jahren in Mexiko. Sie beschrieb Deutschland bei ihrer Rückkehr in Briefen als „dieses verhexte Land“ und sprach von Menschen, „die im Innern so zertrümmert sind wie ihre Städte von außen“.²⁶ Seghers fühlte sich von den Ausreden angewidert, womit jeder einzelne „ein Alibi in der ausgestreckten Hand“ vorweist.²⁷ Niemand habe angeblich gewollt, was in der NS-Zeit passiert war, noch hätte man zur Zeit etwas darüber gewusst. Seghers schrieb ihrem alten Freund Georg Lukács im Jahr 1948: „Ich habe das Gefühl, ich bin in die Eiszeit geraten, so kalt kommt mir alles vor“; und „für jemand, der von außerhalb kommt, wirkt Deutschland oft fremder als die fremden Länder“.²⁸

Ingeborg Rapoport, die vor ihrer Emigration in die USA in Hamburg mit dem Medizinstudium begonnen hatte, gibt eine plastische Beschreibung ihrer Ankunft am Bahnhof Friedrichstraße, wo sie im Februar 1952 mit vier Kindern, Koffern und einem Ehemann landete, der benommen von der Nachricht war, dass er Direktor am Institut für Physikalische Chemie an der Humboldt-Universität werden sollte, statt Leiter des Blutforschungsinstituts, wie man ihm ursprünglich versprochen hatte.²⁹ Ingeborg Rapoport veranschaulicht den miserablen Zustand der ersten Wohnung ihrer Familie in Berlin: es handelte sich um ein einziges Zimmer im vierten Stock im noch stehenden Hinterhaus des einst vornehmen Hotel Adlon, wo der Wind durch die unbefestigten Fenster pfiiff; es gab auch kein heißes Wasser, um die Windeln zu waschen. Sie beschreibt, wie umständlich es war, mit vier kleinen Kindern zweimal am Tag ohne Aufzug an die frische Luft zu kommen: „Ich klemmte mir also unter jeden Arm ein Kind, lief mit den beiden so schnell ich konnte die vier Treppen hinunter, begleitet vom ohrenzerreissenden Gebrüll der beiden oben Zurückgelassenen. Unten angekommen, setzte ich die zwei ab, worauf die sogleich in ein ebenso lautes Wehgeschrei ausbrachen, wie es von oben herabtönte, denn jetzt verließ ich die unteren zwei, um die von oben zu holen.“ Ihr Mann schien anfangs diese täglichen Schwierigkeiten kaum zu bemerken, war er doch von seiner neuen verantwortungsvollen Aufgabe ganz absorbiert, die von ihm verlangte, ohne Ressourcen aus Trümmern ein neues Institut aufzu-

²⁶ Wagner, Frank, Emmerich, Ursula und Radvanyi, Ruth: Anna Seghers: Eine Biographie in Bildern, Berlin und Weimar 1994, S. 161, 167.

²⁷ Interview mit Delbert Clark in: New York Times, April 1947, zit. in Anna Seghers – Wieland Herzfelde: Ein Briefwechsel 1939–1946, hrsg. von Ursula Emmerich und Erika Pick, Berlin und Weimar 1985, S. 11.

²⁸ Seghers, zitiert in Wagner u.a.: Anna Seghers: Eine Biographie in Bildern, S. 167, 169.

²⁹ Rapoport, Ingeborg: Meine ersten drei Leben, Berlin 1997, S. 263.

bauen.³⁰

Trude Worner berichtet von den großen Schwierigkeiten in den ersten Nachkriegsjahren, ausreichend Nahrungsmittel zu bekommen.³¹ Ihr fiel es durch die politische Arbeit leichter, ihre Angst vor der einheimischen Bevölkerung zu überwinden. Für Ingeborg Rapoport trug der Bau eines Kinderspielplatzes, an dem sie als SED-Mitglied mit Nicht-Genossen aus der Nachbarschaft gemeinsam arbeitete, dazu bei, dass die Zurückhaltung der örtlichen Bevölkerung gegen die zugezogenen RückkehrerInnen überwunden wurde.³² Zurückkehrende Frauen haben sich keinesfalls als Vollzeitmütter ins Privatleben zurückgezogen, noch sind sie etwa aus der Berufstätigkeit hinausgedrängt worden, wie es in vielen westeuropäischen Ländern nach Kriegsende passierte. Die meisten meiner Gesprächspartnerinnen hatten Kinder und waren weiterhin erwerbstätig. Es darf also angenommen werden, dass für diese RückkehrerInnen Mutterschaft ein Bestandteil ihres Lebens war, aber nicht dessen zentrale Erfüllung, denn Erwerbsarbeit und politisches Engagement nehmen in ihren Erzählungen einen wichtigen Platz ein.

Die interviewten Rückkehrerinnen waren bei Kriegsende noch sehr jung und daher relativ optimistisch. Dazu kam, dass die Rückkehr paradoxerweise vielen ermöglichte, eine ähnlich gute gesellschaftliche Position zu erlangen, wie sie sie vor der „Emigration“ innegehabt hatten. Gebildete „RemigrantInnen“³³ waren sehr willkommen, doch auch nicht fachlich qualifizierte AntifaschistInnen konnten im neuen Staat relativ schnell ehemalige NationalsozialistInnen in Positionen als LehrerInnen und JuristInnen ersetzen. Gebildete und fachlich ausgebildete frühere Industrie- und LandarbeiterInnen wurden mit Hilfe der *Arbeiter- und Bauernfakultät* (ABF) rasch rekrutiert. Da es in den ersten Nachkriegsjahren für dringend notwendig erachtet wurde, die nationalsozialistische Ideologie aus dem Bewusstsein der Bevölkerung zu tilgen, wurden Erziehung und (politischer) Umerziehung besonders hohe Priorität eingeräumt. Einige der interviewten Frauen, die ihre Aufenthaltserlaubnis in England als Hausangestellte und Fabrikarbeiterinnen erhalten hatten, bekamen bei ihrer Rückkehr die Gelegenheit, ein Studium zu beginnen. Damit erhielten sie die Möglichkeit, einen ihrer Herkunftsfamilie vergleichbaren sozialen Status wiederzuerlangen.

Marion Einhorn und Erika Herzfeld studierten ab 1947 an der Humboldt-Universität Geschichte. Miriam Kölling, die 1949 mit einem Geschichtsabschluss von der Universität Sheffield zurückkam, begann mit ihnen zusammen ihre Doktorarbeit. Später gehörten diese Frauen zu der Gruppe, die beauftragt worden war, ein Museum für Deutsche Geschichte in Ostberlin aufzubauen; Erika Herzfeld war hier als stellvertretende Direktorin bis 1956 tätig. Alle drei arbeiteten später als Geschichtswissenschaftlerinnen

³⁰ Ebd., S. 264.

³¹ Trude Worner zit. in Adam, Ursula: Rückkehr nach Berlin, S. 459f.

³² Rapoport, Ingeborg: Meine ersten drei Leben, S. 275.

³³ Diesen Ausdruck übernehme ich von Wolfgang Herzberg.

in der Ostberliner Akademie der Wissenschaft. Ursel Herzberg wurde Richterin. Ingeborg Rapoport, die aus den ärmsten Wohngebieten der USA Arbeitserfahrung mitbrachte, wurde als Kinderärztin in der DDR sehr bekannt und hochgeachtet. Diese Frauen erreichten also hohe Stellungen in Berufen, die ihnen als Frauen in ihrer „Exil-Heimat“ oder in Westdeutschland nicht unbedingt offengestanden hätten.

Natürlich waren nicht alle Aktivitäten nach der Rückkehr politisch oder beruflich bestimmt. Freundschaften, die in der „Emigration“ oder während der Studienzeit geschlossen worden waren, wurden zu lebenslangen Beziehungen und ersetzten oft die Familie, die sie durch Krieg, Verfolgung und Ermordung verloren hatten. Neben den Freundschaften wurde auch die Partei zur „Heimat“, der Heimat, die Deutschland nicht mehr darstellen konnte. Ingeborg Rapoport sagt, sie sei nach ihrer Rückkehr nie wieder wirklich deutsch geworden. „Ich habe immer gesagt, dass der Sozialismus jetzt meine Heimat ist.“ Aber sogar trotz dieser Ersatz-„Heimat“ fühlten sich viele als AußenseiterInnen. Ruth Benario, die 1954 aus Moskau nach Ostberlin zurückkam, sagt: „Seit damals fühle ich mich nirgendwo mehr zu Hause“, ein Gefühl, das sie bis heute noch habe. „[Ich kann] Deutschland nicht ›Heimat‹ nennen, ich habe keine ›Heimat‹. Ich bin überall zu Hause, wo ich hinkomme – das Wichtigste ist, dass ich helfe, wo ich nur kann.“³⁴

Marion Einhorn erinnert sich an ihre gemischten Gefühle bei der Ankunft in Berlin im September 1946. Auf der einen Seite empfand sie Enthusiasmus und Solidarität – die positiven Gefühle, mit denen ihre Generation der jungen RückkehrerInnen begann, das neue Deutschland aufzubauen. Gleichzeitig aber litt sie unter schrecklichen Ängsten: „Ich hatte in der ersten Zeit noch meine Probleme, wenn ich mit fremden Menschen auf der Straße oder in öffentlichen Verkehrsmitteln zusammentraf. Begegnete ich da nicht dem Mörder meiner Angehörigen? – das war ein Gefühl, das mich verfolgte – das erweckte bei mir Halluzinationen, Bilder von SA- und SS-Horden. ›Zu Hause‹ und sicher habe ich mich eigentlich nur im Kreise der Genossen gefühlt, und das ist im Grunde bis heute so geblieben.“³⁵ Nach dem Traum von der Befreiung aus dem Getto der jüdischen Identität durch die universalistische Ideologie des Kommunismus kehrten diese Frauen nun nach Jahren des unfreiwilligen Exils in ein Deutschland zurück, in dem weiterhin die faschistische Mentalität vorherrschte. Damit wurden sie wieder zu Mitgliedern einer neuen, doch immer noch relativ abgelehnten Minderheit.

Das Ende der kommunistischen „Heimat“

Die Interviews zeigen deutlich, dass die Erinnerungen der RückkehrerInnen durch den Mauerfall 1989 und durch die deutsche Vereinigung 1990 überlagert und neu formuliert wurden. Als Folge von neonazistischen und rassistischen Angriffen, antisemitischen Übergriffen und der Schändung von jüdischen Friedhöfen haben viele begonnen, von neuem über ihre Rückkehr nachzudenken und sind auf die Thematik des

³⁴ Benario, zit. in Borneman, John & Peck, Jeffrey M.: Sojourners: The Return of German Jews and the Question of Identity, p. 48f.

³⁵ Marion Einhorn, in: Adam, Ursula: Rückkehr nach Berlin, S. 456f.

latentem Antisemitismus und schließlich ihrer eigenen jüdischen Identität während der DDR-Zeit gekommen. Auch aus einer geschlechtsspezifischen Perspektive änderte sich nach der deutschen Vereinigung vieles. Als Folge des wirtschaftlichen Transformationsprozesses in Ostdeutschland wurden Frauen als erste arbeitslos, und seitdem bilden sie die Mehrheit der Arbeitslosen.³⁶ Die deutsche Vereinigung brachte auch ein Aufeinanderprallen von ganz verschiedenen Modellen der Sozialpolitik, wobei das DDR-Modell, bei dem Frauen voll erwerbstätig *und* gleichzeitig Mütter waren, dem westdeutschen Modell des männlichen Ernährers untergeordnet wurde.³⁷

Über den Entschluss, wieder nach Deutschland zurückzukehren – der durch ein Pflichtgefühl gegenüber der Partei begründet war, oder durch die Verpflichtung, ein neues Deutschland aufbauen zu wollen, von dem nie wieder der Faschismus ausgehen könnte –, wurde nach Ende des sozialistischen Traums 1989 von neuem nachgedacht. Diese historische Wende zwang die RückkehrerInnen dazu, ihre Identität im innersten Kern zu hinterfragen, die in einer ideologischen, nicht aber in einer nationalen „Heimat“ wurzelte, die Teil einer politischen und sozialen anstatt einer ethnischen oder religiösen Zugehörigkeit war.

Einige Frauen hinterfragen heute ihren Entschluss zur Rückkehr und ihre Beziehung zu Deutschland als „Heimat“. Ihr Identitätsgefühl verlagert sich: auch wenn sich die meisten immer noch zu allererst als Sozialistinnen oder Kommunistinnen verstehen, sagen doch einige, dass sie sich nun eher als Jüdinnen fühlen. Erika Herzfeld sagt: „Die paar Juden, die es in der DDR noch gab, waren meistens nicht religiös“, und „ich habe mich eindeutig eher als Kommunistin empfunden – auch heute noch.“ Die nationale Zugehörigkeit wurde bei den meisten Rückkehrerinnen durch die ideologische Heimat ersetzt. Der Faschismus zerstörte ihr „Heimat“-Gefühl und machte es ihnen auch suspekt. Ruth Benario sagte: „Ich fühle mich nicht deutsch – ich fühle mich jüdisch. Ich bin keine Deutsche. Ich habe mit dem ganzen deutschen Volk nichts gemeinsam. Ich bin zwar hier geboren. Ich habe lange hier gelebt – 22 Jahre. Ich kam auch ganz bewusst hierher zurück, aber nicht in meine Heimat. Ich nenne kein Land

³⁶ Einhorn, Barbara: The Impact of the Transition from Centrally Planned to Market-Based Economies on Women's Employment in East Central Europe. In: Eugenia Date-Bah (ed.): Promoting Gender Equality at Work: Turning Vision into Reality, London 1997, pp. 59–84; Einhorn, Barbara: Women in the New Federal States after the „Wende“: The Impact of Unification on Women's Employment Opportunities. In: Elizabeth Boa and Janet Wharton (eds.): Women and the „Wende“: Social Effects and Cultural Reflections of the German Unification Process, Amsterdam and Atlanta 1994, pp. 18–29; Einhorn, Barbara: Cinderella Goes to Market: Citizenship, Gender and Women's Movements in East Central Europe, London and New York 1993.

³⁷ Chamberlayne, Prue: Gender and the Private Sphere: A Touchstone of Misunderstanding between Eastern and Western Germany? In: Social Politics, Spring 1995, pp. 25–36; Marx Ferree, Myra: German Unification and Feminist Identity. In: Joan W. Scott et al (eds.): Transitions, Environments, Translations: Feminisms in International Politics, New York and London 1997, pp. 46–55; Nickel, Hildegard Maria: „Mitgestalterinnen des Sozialismus“ – Frauenarbeit in der DDR. In: Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945-1992. Schriftenreihe der Bundeszentrale für Politische Bildung, Bd. 318, S. 233-256.

meine Heimat. Ich bin da daheim, wo ich mit den Menschen auskommen kann.“³⁸

Für manche Frauen steht das erneuerte Bewusstsein ihrer jüdischen Identität im Zusammenhang mit einer neuen Angst vor antisemitischer Verfolgung. Auch hier sind es wieder die Frauen, die offensichtlich eher als Männer ihre Ängste zum Ausdruck bringen. Marion Einhorn ertappte sich dabei, wie sie sich jedesmal ängstlich umdrehte, wenn sie ihren Wohnblock verließ, um nachzuprüfen, ob antisemitische Sprüche auf die Hauswand gesprüht worden waren. „Es ist bloß gut, dass Hans [ihr 1992 verstorbener Mann und mein Onkel, BE] das nicht mehr erlebt hat“, sagt sie. Manchmal träumte sie von einer dritten „Emigration“ oder fürchtete, dass es wieder so weit kommen würde. Sie, die im Januar 1998 verstarb, sagte im Interview: „Ich habe hier Angst, absolute Angst. Damit würde ich nicht nochmal fertigwerden. Ich habe Deiner Mutter [in Neuseeland] einige Male schon gesagt: ich hoffe, dass es nicht dazu kommt, dass sie eines Tages eine Emigrantin vor der Tür hat.“ Ursel Herzberg sagt: „Wenn mir irgendein Ort wie ›Heimat‹ vorkam, dann war das England“, und sie fügt in einem veröffentlichten Interview hinzu: „Hätte ich gewusst, wie dieses Experiment ausgeht, ich wäre wohl nicht nach Deutschland zurückgekommen.“³⁹ Es ist interessant, in diesem Zusammenhang die Frage zu stellen, ob die Erinnerungen an die (jugendliche) „Emigration“ und an die „Adoptivheimat“ im Nachhinein angesichts des neuerlichen präsenten Rassismus oder auch einfach aus dem Grunde, dass es die Jugendzeit betrifft, zu rosig gesehen werden. Es stellt sich die Frage, ob es einen geschlechtsspezifischen Unterschied bei der Art und Weise gibt, wie Erinnerungen angesichts verschiedener darauffolgender historischer Wendepunkte „retouchiert“ oder „umkomponiert“ werden.

Tatsächlich scheinen Frauen eher als Männer dazu bereit zu sein, angesichts des Aufstiegs neonazistischer, radikaler Rechtskräfte im vereinigten Deutschland zurückzuschauen und sich zu fragen: Hat sich das alles gelohnt? Einige drückten ähnliche Gefühle wie eine österreichische Jüdin aus, die behauptet: „Ich habe das Gefühl, dass mein ganzes Leben umsonst war, dass ich für die falsche Sache gekämpft habe.“⁴⁰ Ingeborg Rapoport sagt im Rückblick über ihre im Februar 1952 erfolgte Rückkehr nach Deutschland: „Ich hatte große Zweifel, ob ich zurückkommen sollte, abgesehen davon, dass die DDR natürlich für mich viel attraktiver war; ich wäre nie nach Westdeutschland gegangen. – Jetzt *bin* ich da – das ist allen denen passiert, die aus der ›Emigration‹ in die DDR zurückgekommen sind – sie sind da gelandet, wo sie niemals hin wollten.“

³⁸ Benario, zit. in Borneman, John & Peck, Jeffrey M.: *Sojourners: The Return of German Jews and the Question of Identity*, p. 59.

³⁹ Herzberg, Ursula: Es war nichts umsonst. In: Fleischhacker, A. (Hrsg.): *Das war unser Leben: Erinnerungen und Dokumente zur Geschichte der Freien Deutschen Jugend in Großbritannien 1939–1946*, Berlin 1996, S. 106.

⁴⁰ Vgl. Embacher, Helga: *Unwelcome in Austria: Returnees and Concentration Camp Survivors*. In: Claire Duchon and Irene Bandhauer-Schöffmann (eds.): *When the War Was Over: Women, War and Peace in Europe, 1940-1956*, London and New York: Leicester University Press 2000, pp. 194-206.

Viele RückkehrerInnen verloren in den frühen 50er Jahren wegen ihrer „West-Emigration“ ihre Stellen und manche wurden auch aus der Partei ausgeschlossen. Trotzdem waren und sind diese Frauen nicht so leicht bereit, den Traum vom Sozialismus aufzugeben, der auf der persönlichen Ebene ein Traum von Reintegration und von der Überwindung der Außenseiterinnenposition war. Daher ist es besonders schmerzlich, ja in manchen Fällen tragisch, dass sie nach der dritten großen politischen Umwälzung in ihrem Leben im Jahr 1989 ihren Traum in Scherben sehen. Es ist also nicht verwunderlich, dass viele von ihnen zu diesem späten Zeitpunkt ihres Lebens anfangen, sich von neuem mit ihrer jüdischen Identität auseinanderzusetzen, und dass sie von neuem Angst vor dem Antisemitismus haben und die Schrecken erleben, die er in ihnen heraufbeschwört. Auch wenn viele sagen, dass sie sich jetzt eher jüdisch fühlen als früher, so ist doch erstaunlich, dass keine dieser Frauen dies als ihren Hauptidentifikationspunkt sieht. Trotz der Desillusionierung durch den real existierenden Sozialismus in der DDR sind alle heute noch Kommunistinnen bzw. Sozialistinnen und fühlen sich einer Gesellschaft verpflichtet, die sozial gerecht ist und in der es keine Verfolgung gibt. Nur eine der interviewten Frauen, nämlich Ingeborg Rapoport, hatte sich während ihres Arbeitslebens aktiv für die Verbesserung der Frauenrechte engagiert, aber sie lehnt die Bezeichnung „Feministin“ ab, denn für sie implizierte dies eine feindliche Haltung gegen Männer.

Schluss

Es bleibt die Frage, ob es eine geschlechtsspezifische Reaktion auf historische Wendepunkte und soziale Krisen gibt: Ist es für Frauen einfacher, ihr vergangenes Leben neu zu bewerten? Sind sie eher dazu bereit, ambivalente Haltungen, Angst und Furcht, hervorgerufen durch politische Umwälzung und soziale Unsicherheit, auszudrücken? Frauen haben in den 30er Jahren schneller als Männer die Gefahren erkannt und daraus den Schluss gezogen, dass es notwendig sei, aus Deutschland zu fliehen. Und es waren auch Frauen (wie z.B. Ursel Herzberg und Marion Einhorn), die mir gegenüber von dem Drang sprachen, zum dritten Mal zu „emigrieren“. Sie sagten dies im Kontext der deutschen Vereinigung, als neofaschistische Gruppen begannen, (andere) Einwanderer und AsylbewerberInnen zu terrorisieren. Obwohl die meisten Rückkehrerinnen – wie auch die Rückkehrer – betonten, dass sie aus politischen Gründen nach Deutschland zurückgekommen sind, so fällt doch auf, dass sie – im Gegensatz zu den Männern – fast ebenso viel Gewicht auf ihre persönlichen Beweggründe (wie etwa ihr „Heimweh“) legten und dass sie gleichzeitig zugaben, der Entschluss sei mit Zögern und Unsicherheit gefallen (wegen der Angst vor Antisemitismus und der Trauer über die verlorenen Angehörigen).

In den Erzählungen der Rückkehrerinnen wird der persönlichen Biographie ebensoviel Gewicht wie der politischen Zugehörigkeit beigemessen. Dies weist auf einen deutlichen Geschlechtsunterschied sowohl in Bezug auf die Erfahrung als auch auf deren narrative Verarbeitung hin. Frauen bewerteten das Persönliche ebenso stark wie das Politische, und damit haben sie, im Gegensatz zu Männern, keine Wertehierarchie

zwischen den aktiv betriebenen und passiv ertragenen Elementen ihrer Lebensgeschichte errichtet. Am Ende der Geschichte ihres Lebens, die durch die großen politischen Kämpfe und historischen Umwälzungen des 20. Jahrhunderts gekennzeichnet ist, bleibt die Frage nach der Identität für sie ambivalent und schmerzlich. In den Lebensgeschichten der aus dem Exil nach Ostdeutschland zurückgekehrten Frauen setzen sich die Kategorien Geschlecht und ethnische Identität fast unwillentlich gegen die bewusst gewählten Konstrukte der politischen Identität durch.

Aus dem Englischen übersetzt von Martha Wörsching, Loughborough University, und Irene Bandhauer-Schöffmann, Universität Wien.

Ich danke Claire Duchon für ihre wichtigen inhaltlichen Hinweise und sowohl Claire wie Irene Bandhauer-Schöffmann für ihre Unterstützung bei der Fertigstellung dieses Textes. Für positive Kommentare zur ersten Fassung danke ich auch Simon Evans, Sander L. Gilman, Diane Neumaier, Glenda Sluga und Gavin Williams.

Und schließlich schulde ich auch meinen Interviewpartnerinnen Dank: Marion Einhorn, die in der Zwischenzeit verstorben ist, Ursel Herzberg, Erika Herzfeld, Miriam Kölling und Ingeborg Rapoport, die so großzügig mit ihrer Zeit waren und mir erlaubten, Einblick in ihr Leben zu nehmen.

Literatur:

- Adam, Ursula: Rückkehr nach Berlin. Aus dem britischen Exil zur Teilnahme am antifaschistisch-demokratischen Neuaufbau. In: *Jahrbuch für Geschichte*, 35, 1987, S. 427–485.
- Borneman, John/Peck, Jeffrey M.: *Sojourners: The Return of German Jews and the Question of Identity*, Lincoln and London 1995.
- Chamberlayne, Prue: Gender and the Private Sphere: A Touchstone of Misunderstanding between Eastern and Western Germany? In: *Social Politics*, Spring 1995, pp. 25–36.
- Dahm, Volker: Jüdische oder deutsche Kultur: die Suche nach Identität. In: Wolfgang Benz (Hrsg.): *Die Juden in Deutschland 1933–1945: Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*, München 1993, S. 75–82.
- Einhorn, Barbara: 1947: Anna Seghers Returns to Germany from Exile and Makes Her Home in East Berlin. In: S.L. Gilman and J. Zipes (eds.): *The Yale Companion to Jewish Writing and Thought in German Culture 1096–1996*, New Haven 1997, pp. 662–670.
- Einhorn, Barbara: Jüdische Identität und Frauenfragen im Werk von Anna Seghers, *Argonautenschiff: Jahrbuch der Anna Seghers Gesellschaft* 6, 1997, S. 290–306.
- Einhorn, Barbara: The Impact of the Transition from Centrally Planned to Market-Based Economies on Women's Employment in East Central Europe. In: Eugenia Date-Bah (ed.): *Promoting Gender Equality at Work: Turning Vision into Reality*, London 1997, pp. 59–84.
- Einhorn, Barbara: Women in the New Federal States after the „Wende“: The Impact of Unification on Women's Employment Opportunities. In: Elizabeth Boa and Janet Wharton (eds.): *Women and the „Wende“: Social Effects and Cultural Reflections of the German Unification Process*, Amsterdam and Atlanta 1994, pp. 18–29.
- Einhorn, Barbara: *Cinderella goes to Market: Citizenship, Gender and Women's Movements in East Central Europe*, London and New York 1993.
- Embacher, Helga: Embacher, Helga: Unwelcome in Austria: Returnees and Concentration Camp Survivors. In: Claire Duchon and Irene Bandhauer-Schöffmann (eds.): *When the War Was Over: Women, War and Peace in Europe, 1940-1956*, London and New York: Leicester University Press 2000, pp. 194-206.
- Fleischhacker, Alfred (Hrsg.): *Das war unser Leben. Erinnerungen und Dokumente zur Geschichte der Freien Deutschen Jugend in Großbritannien 1939–1946*, Berlin 1996.
- Gelbin, Cathy: Die NS-„Vergangenheitsbewältigung“ in der DDR und ihre Widerspiegelung im narrativen Prozess. In: Julius H. Schoeps, Karl E. Grozinger und Gert Mattenklott (Hrsg.): *Menora: Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte*, Berlin 1998, S. 224-244.
- Herf, Jeffrey: *Divided Memory: The Nazi Past in the Two Germanys*, Cambridge 1997.
- Herzberg, Ursula: Es war nichts umsonst. In: Fleischhacker, A. (Hrsg.): *Das war unser Leben: Erinnerungen und Dokumente zur Geschichte der Freien Deutschen Jugend in Großbritannien 1939–1946*, Berlin 1996, S. 98–107.
- Herzberg, Wolfgang: *Überleben heißt Erinnern: Lebensgeschichten deutscher Juden*, Berlin und Weimar 1990.
- Kaplan, Marion A.: *Between Dignity and Despair: Jewish Life in Nazi Germany*, New York and Oxford 1998.
- Kaplan, Marion A.: Keeping Calm and Weathering the Storm: Jewish Women's Responses to Daily Life in Nazi Germany 1933–1939. In: D. Ofer and L. J. Weitzman (eds.): *Women in the Holocaust*, New Haven and London 1998, pp. 39–54.
- Kessler, Mario: *Die SED und die Juden – zwischen Repression und Toleranz: Politische Entwicklungen bis 1967*, Berlin 1995.

- Kiessling, Wolfgang: Partner im „Narrenparadies“. Der Freundeskreis um Noel Field und Paul Merker, Berlin 1994.
- Lentin, Ronit: Gender and Catastrophe, London 1997.
- Lentin, Ronit: 'A Howl Unheard': Women Shoah Survivors Dis-placed and Re-silenced. In: Claire Duchon and Irene Bandhauer-Schöffmann (eds.): When the War Was Over: Women, War and Peace in Europe, 1940-1956, London and New York: Leicester University Press 2000, pp. 179-193.
- Marx Ferree, Myra: German Unification and Feminist Identity. In: Joan W. Scott et al (eds.): Transitions, Environments, Translations: Feminisms in International Politics, New York and London 1997, pp. 46–55.
- Miltenberger, Sonja: Kommunist – Deutscher – Jude: Eine politische Biographie, in: Cathy Gelbin u.a. (Hrsg.): Archiv der Erinnerung – Interviews mit Überlebenden der Shoah, Bd. 1: Videographierte Lebenserzählungen und ihre Interpretationen, Potsdam 1998, S. 231–264.
- Nickel, Hildegard Maria: „Mitgestalterinnen des Sozialismus“ – Frauenarbeit in der DDR. In: Gisela Helwig und Hildegard Maria Nickel (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945-1992. Schriftenreihe der Bundeszentrale für Politische Bildung, Bd. 318, S. 233-256.
- Passerini, Luisa: Fascism in Popular Memory: The Cultural Experience of the Turin Working Class, Cambridge 1987 (Italienisch 1984).
- Rapoport, Ingeborg: Meine ersten drei Leben, Berlin 1997.
- Ringelheim, Joan: Genocide and Gender: A Split Memory. In: Ronit Lentin (ed.): Gender and Catastrophe, London 1997, pp. 18–35.
- Ringelheim, Joan: The Split between Gender and the Holocaust. In: Dalia Ofer and Lenore J. Weitzman (eds.): Women in the Holocaust, New Haven and London 1998, pp. 340–350.
- Seghers, Anna: Vaterlandsliebe (1935); Deutschland und Wir (1941); Volk und Schriftsteller (1942); Fürst Andrej und Raskolnikow (1944). In: Seghers, Essays, 2 Bde., Berlin und Weimar 1980.
- Seghers, Anna – Herzfelde, Wieland: Ein Briefwechsel 1939–1946, hrsg. von Ursula Emmerich und Erika Pick, Berlin und Weimar 1985.
- Thomson, Alistair: Anzac Memories: Living with the Legend, Melbourne 1995.
- Wagner, Frank, Emmerich, Ursula und Radvanyi, Ruth: Anna Seghers: Eine Biographie in Bildern, Berlin und Weimar 1994.
- Wroblewsky, Vincent von (Hrsg.): Zwischen Thora und Trabant: Juden in der DDR, Berlin 1993.
- Wyden, Peter: Stella: One Woman's True Tale of Evil, Betrayal and Survival in Hitler's Germany, New York 1992.
- Zehl-Romero, Christiane: Anna Seghers: Eine Biographie 1900-1947, Berlin 2000.